

## Zwischenfragen

Zwitter im Visier von Politik und Wissenschaft

Veröffentlicht in Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 01. März 2002

Von Oliver Tolmein

Die Debatte über Zwitter, wer sie sind und was sie sein sollen, beginnt nun auch in Deutschland spannend zu werden. Es ist noch kein Jahr her, dass die Bundesregierung auf eine Anfrage der PDS zum Thema glaubte mit Nicht-Wissen liesse sich das für die Politik lästige Thema von der Tagesordnung setzen: „Solange keine gesicherten Erkenntnisse vorliegen, ob eine Nichtfestlegung des Geschlechtes dem Wohle der Betroffenen dient, ist eine Änderung des Rechtes nicht erforderlich.“ Damit wollen sich Irmingard Schewe-Gerigk und Volker Beck von „Bündnis 90/Die Grünen“ nicht zufrieden geben. Sie haben am Mittwoch zum Fachgespräch über „Intersexualität“ geladen um eine politische Initiative vorzubereiten. Schewe-Gerigk, die frauen- und familienpolitische Sprecher ihrer Fraktion ist, kann sich vorstellen, dass vielleicht das Personenstandsgesetz reformiert werden muss. Ob dann dort „Zwitter“ als eigenes Geschlecht vorgesehen werden soll, wusste sie im Gespräch mit dieser Zeitung noch nicht zu sagen: Grundsätzlich sieht die Grünen-Politikerin aber Handlungsbedarf, denn die Stimmung, die die geladenen Interessenvertreter am Mittwoch zum Ausdruck brachten war zwar nicht einheitlich, aber von deutlicher Kritik an der gegenwärtigen medizinischen Behandlungspraxis getragen, insbesondere an geschlechtszuweisenden Operationen im Kleinkindalter aber eben auch am geltenden Personenstands-Gesetz. Das Resümee von Frau Schewe-Gerigk: „Es sind im Rahmen der Fachanhörung überzeugende Argumente vorgetragen worden, dass man einen Weg für Menschen finden muß, die nicht zwangsweise auf ein Geschlecht festgelegt werden wollen.“

Aber nicht nur die Politik, auch die Wissenschaft macht sich verstärkt Gedanken über Zwitter. An der Medizinischen Universität zu Lübeck fördert die Deutsche Forschungsgemeinschaft ein auf mindestens drei Jahre angelegtes Projekt „Intersexualität – Vom Gen zur Geschlechtsidentität.“ Im Rahmen dieses Vorhabens, für das 1,5 Millionen Euro zur Verfügung stehen, werden vier Arbeitsgruppen biologische Grundlagenforschung betreiben. Professor Olaf Hiort, der Sprecher der Forschergruppe, will herausfinden, wie die Genitalentwicklung im Detail abläuft und welche Wirkung vor allem die männlichen Hormone auf einzelne Gene haben. Damit, so hofft der Wissenschaftler, lässt sich dann nicht nur erklären, warum es Intersexuelle gibt. Er hofft auf Erkenntnisse, die grundsätzlich erklären, können, warum Mann und Frau so unterschiedlich sind, wie sie nach seiner Auffassung sind. Zwei weitere Arbeitsgruppen, von denen eine die Hamburger Sexualwissenschaftlerin Professor Hertha Richter-Appelt leiten wird, sollen sich mit epidemiologischen Fragen und der psycho-sozialen Seite der Intersexualität befassen. So sollen Kriterien entwickelt werden, anhand derer sich „Lebensqualität“ intersexueller Menschen erfassen lässt. Es soll in klinischen Follow-Up Studien auch nachgezeichnet werden, was aus behandelten intersexuellen Menschen geworden ist. Auch Projektleiter Professor Hiort sieht als entscheidendes Problem der Mediziner derzeit das „Nicht-Wissen“ an. Es gebe noch nicht mal eine klare Vorstellung davon, von wie viel Patienten man rede, wenn über Intersexuelle spreche. Zwar sind im Rahmen der Klassifikation von Krankheiten nach dem Internationalen ICD-10 Maßstab sieben Diagnosen den verschiedenen Formen von Intersexualität zugeordnet, bislang existiert aber keine bundesweite statistische Erhebung, wie oft diese Diagnosen gestellt werden.

Hier setzt ein weiteres Projekt an, das Professor Hiort zusammen mit Wissenschaftlern der Universität Kiel ins Werk setzen will: Er hat 500.000 Euro aus den Mitteln des Bundesministeriums für Bildung und Forschung beantragt um ein Kompetenznetzwerk aufzubauen, im Rahmen dessen Kliniken die intersexuelle Menschen behandeln sich austauschen und kooperieren können. Ein erstes Vorgutachten ist positiv ausgefallen. Über die Vergabe der Gelder wird im Juli 2002 entschieden werden. Im Vorlauf für dieses Vorhaben ist eine Erhebung über „Genitale Fehlbildungen“ bei allen bundesdeutschen Kinderkliniken durchgeführt worden. Nach einer ersten Auswertung dieses vom Oktober 2000 bis Oktober 2001 gelaufenen Projekts geht Hiort davon aus, dass jährlich etwa 100 bis 120 Kinder geboren werden, die als intersexuell auffallen. Da sich Intersexualität bisweilen aber auch erst in der Pubertät zeigt liegt die Zahl der potenziellen Patienten deutlich höher.

Hiort hat für sein Vorhaben Patienten-Gruppen um Kooperation gebeten. Das Wohl der Patienten ist, wenn man mit ihm über sein Projekt spricht, auch Dreh- und Angelpunkt seiner Forschungsarbeit. Dass es ganz so einfach nicht ist, wird deutlich, wenn es um das Thema „Pränataldiagnostik“ geht. Denn wer sind die Patienten? In diesem Fall die Eltern. Und deren Interessen können denen ihrer zukünftigen Kinder entgegengesetzt sein. Zwar ist das Screening nach intersexuellen Feten nicht ausdrücklich Thema des DFG-Projekts. Im Zusammenspiel von Forschung und klinischer Arbeit und angesichts des Anspruchs, vor allem mehr Wissen akkumulieren zu wollen, spielen aber auch pränatale Untersuchungen eine Rolle. Und: „Eltern kommen zu uns und fragen nach Untersuchungen.“ Da sich Intersexualität in vielen Fällen pränatal diagnostizieren lässt, meint Hiort „gibt es keine Lösungsmöglichkeit.“ Und das heißt: Es wird untersucht: „Denn bin ich jemand, der den Eltern etwas verweigern kann?“

Manche Zwitter stehen dem nun erwachten Interesse der Wissenschaft skeptisch gegenüber. Denn die Forschung, die sich darauf konzentriert die hormonellen und genetischen Mechanismen im Detail zu erkunden, kann für eine auf Anerkennung und gegen Diskriminierung gerichtete Strategie durchaus kontraproduktiv sein. Und das nicht nur, weil hier individuelle Besonderheiten vor allem als Krankheiten ins Visier genommen werden. Gravierender ist, dass bei so viel Konzentration aufs biologische Detail die grundlegende Frage aus dem Blick gerät: Was ist das „Geschlecht“ von dem hier Abweichungen konstatiert werden? Die Reflektion des normativen Gehalts auch von biologischen und medizinischen Voraussetzungen ist nicht Gegenstand der Forschung von Hiort und seiner Gruppe. In einer aktuellen Presseerklärung der Medizinischen Universität zu Lübeck wird der Mediziner denn auch mit der schönen Erkenntnis zitiert: „Intersexuelle haben eine echte biologische Auffälligkeit. Ansonsten sind sie Menschen wie du und ich. Sie fallen nicht als schrille Vögel auf, sondern versuchen ihr normales Leben zu führen.“ Seine Antwort auf die Frage, ob er denn eine Anerkennung von „Zwitter“ als eigenständiges Geschlecht, wie sie in München beantragt worden ist (FAZ vom 17.10.2001) im Rahmen des Personenstandsgesetzes begrüßen würde, fällt denn auch zurückhaltend aus. „Ich bin da ganz emotionslos“ stellt er klar. Für manche möge das, räumt der Kliniker zögernd ein, gut sein. Für die meisten seiner Patienten dagegen, unterstreicht er, sei es viel wichtiger eine exakte Diagnose zu haben und genau zu wissen, welche Abweichungen ihren Körper so beeinflusst hätten. Und dann wendet er sich wieder seinem eigentlichen Thema zu: Welche Therapie für die einzelnen Zwitter die beste sei, liesse sich nur individuell beurteilen. Wahrscheinlich werde es auch am Ende des DFG-Projekts mehr Wissen, aber keine verbindlichen Behandlungsrichtlinien geben können. Eine Hoffnung hat er allerdings: Dass die Erkenntnisse über das Zusammenspiel von Genen und Hormonen den Weg für pharmakologische Behandlungen für manche der Intersexuellen ebnet. „Das interessiert auch die meisten meiner Patienten.“ Andere Intersexuelle allerdings interessieren sich vor allem dafür, nicht mehr als Patienten gesehen zu werden. Die Debatte

über Zwitter, was sie sind und wer sie sein dürfen, steht noch am Anfang. Ob es eine Debatte wird, in der auch andere Geschlechter eine Rolle spielen werden ist auf allen Ebenen offen.